

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 54 (1983)
Heft: 2

Rubrik: Notizen im Februar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Notizen im Februar

In «Die Worte aus dem Feuer» (Herder-Verlag 1978) schreibt der Rabbiner *Roland Gradwohl*: «Das hebräische Wort für ‚danken‘ meint zugleich auch ‚bekennen‘. Im Deutschen hängt ‚danken‘ mit ‚denken‘ zusammen. Es überrascht nicht, dass die Tora Dankbarkeit fordert. Was dem Menschen gegeben ist, soll er nicht als selbstverständlich hinnehmen. Durch sein Danken wird er bekennen; aus einem lediglich konsumierenden wird er zu einem denkenden Wesen. Im Denken, das dem Danken entspringt, findet er den Weg zum sozialen Kontakt. Die Öffnung zum anderen hin, die Ich-Du-Beziehung, vollzieht sich über die dankende Hinwendung. Deshalb muss man die Kinder das Danken lehren, genauso wie man sie denken lehren muss. Beide Fähigkeiten, das Denken und das Danken, stellen sich nicht von selbst ein. Im Training werden sie erworben. Im Training wird mit ihnen eine Haltung gewonnen, die das ganze spätere Leben prägt. Kinder, die nie danken, stehen in Gefahr, asozial zu werden. Ihr Egozentrismus verliert den anderen aus den Augen. Sie sehen nur noch sich selbst und ihre eigenen Interessen. Was sie empört, ist die Bedrohung eigener Ansprüche. Ob das andere Kind auch Bedürfnisse hat und entbehren muss, kümmert sie nicht. Der (junge) Mensch ist von Geburt an ichbezogen. Die Ermahnung des Erwachsenen, des Lehrers, des Erziehers, und dessen Vorbild führen ihn über sich selbst hinaus.»

Jedesmal, wenn mir das Buch in die Hand kommt, muss ich diesen Text lesen, und jedesmal löst er in mir erneut Betroffenheit aus, wiewohl er ja eigentlich nichts bringt, was noch nie zu hören, noch nie zu lesen gewesen wäre und was man deshalb unerhört nennen müsste. Er beschreibt einen Grundsachverhalt, der so einleuchtend, so zeitlos-gültig ist, wie die Sprache Gradwohls klar und eindeutig ist. Es gibt nichts zu deuteln. Trotzdem scheinen nur wenige zu merken, wie weit die Generation der Erwachsenen davon entfernt ist, die zeitlose Gültigkeit anzuerkennen, solange sie sich mit immer neuen Finessen der Verpflichtung entzieht, den Jungen Vorbild zu sein und ihnen dadurch eine Haltung gewinnen zu helfen, welche das gelegentliche Über-sich-selbst-Hinauswachsen als nötig und sinnvoll miteinschliesst.

Betroffen macht mich auch der Umstand, dass die Generation der Jungen fortgesetzt zur Regression in den Infantilismus verleitet wird, solange die Lehrer bloss die Betrachtung des eigenen Nabels als Muster vorzuzeigen haben. Wer soll denn – wo nur noch der Aufstand und die Revolte, das heisst die Empörung über bedrohte oder bedroht scheinende Ansprüche, wahrgenommen und als relevant respektiert wird – noch denken *und danken*? Wer soll sich im Denken noch bekennen und zu wem, wenn ein jeder, der nicht persönliche oder Gruppeninteressen in den Vordergrund zu stellen weiss, als Blödian gilt? Wer soll, wenn er denkt, noch von sich absehen wollen, über sich hinauswachsen können, sich selbst entäußern im genauen Sinne dieses alten Wortes? Um mit Simone Weil zu reden: Menschen, die zur Selbstentäußerung unfähig geworden sind, können nur noch ausbrechen in die

Bereiche des «sozialen Tiers». Oder sie müssen sich umgekehrt darum bemühen, wie Pharisäer «tugendhaft» zu sein, «aus Gewissen gegen das grosse Tier» – für die Weil die Kollektivseele, in der sie den «gefährlichsten aller modernen Götzen» erkannt hat.

*

«Wieviel Betreuung erträgt der Behinderte?», «Der Zwang zur Scheinintegration Behindter – eine Modeerscheinung unserer Zeit», «Eltern zwischen Aufopferung und Resignation»: Drei «kritische Aufsätze zum vergangenen Jahr des Behinderten» von *Peter Schmid*, die Ende 1982 erschienen sind in einem kleinen Buch, Titel «Behinderung und Lebenssinn» (Verlag SHG Lenzburg). Das Erscheinen der drei Vortragstexte ist ein Ereignis. Ich zögere nicht zu sagen, dass das Sammelbändchen für jeden, der im Heim arbeitet, sollte zur Pflichtlektüre erklärt werden können.

Unter Berufung auf Rilke und Camus befasst sich Schmid im dritten Text mit «Sinn und Vergeblichkeit der Auflehnung». Aufstand, Rebellion und Revolte, sagt er, sind menschliche Reaktionen, zu denen man stehend darf. «Auflehnung ist besser als Resignation. Aber nur in Verbindung mit Gelassenheit und Zuversicht führt sie nicht in die Verhärtung.» Demzufolge ist die Frage wohl die, welche Bewandtnis es mit dem haben soll, was Schmid Zuversicht und Gelassenheit nennt. Von der Gelassenheit hat auch Martin Heidegger gesprochen. Antwort: Die Gelassenheit ist Ausdruck des besinnlichen Denkens, welches sich vom räsonierenden und kalkulierenden Zweckdenken wesentlich unterscheidet. Das rechnende, kalkulierende Denken will bewirken, es sucht nach immer neuen Methoden und Techniken hierzu. Es reizt zum Aufstand, kann aber auch Gefühle der Ohnmacht wecken und leicht in die Resignation umschlagen.

Das besinnliche Denken hingegen, das ein Nachdenken ist, verlangt von uns den Mut, uns auf unvereinbar Scheinendes einzulassen in der Hoffnung, dass sich das (vermeintlich) Unvereinbare letztlich doch zusammenfüge. «Hoffnung ist die Haltung des zuversichtlichen Offenseins.» Wer stets bloss räsoniert und kalkuliert, wer bloss rechnet, vermag nicht zu hoffen. Der Ideologe beispielsweise hofft nicht. Er kann nur gebannt und mehr oder weniger ungeduldig darauf warten, dass sich sein Kalkül erfülle. Erfüllt sich dieses Kalkül nicht, droht, je ungestümer die Erwartung ist, um so schneller der Absturz in Resignation.

Nicht nur im Umgang mit Behinderten, aber dort vermutlich in besonderem Mass müssen wir die Grenzen des Kalküls und des Kalkulierbaren immer wieder neu erfahren. «Immer sind es unsere eigenen Vorstellungen, Wünsche und Phantasien», meint Schmid, «bei denen wir stehen bleiben.» Rechnend und räsonierend gelangen wir nie über uns selbst hinaus. Kalkül ist das Merkmal aller Ideologie. Nur hoffend – in der Haltung des Offenseins – vermögen wir uns im Begrenztsein unserer selbst zu übersteigen, statt im Stillstand selbstgefällig zu verharren oder gar in der Verzweiflung auf uns selbst zurück ins Bodenlose zu fallen.

Manchmal frage ich mich ernstlich, weshalb soviele Leute, Schriftsteller, Philosophen (und solche, die sich dafür halten), Lehrer, Politiker, ja sogar Theologen, heutzutage sich so sehr darin gefallen, ihre mangelnde Übung zu hoffen, ihre schreiende Ungeduld (die sich als Liebe, als Gerechtigkeitssinn oder als sonstwas ausgibt) vor sich her wie einen Orden zur Schau tragen.

*

«Sind Heimerzieher besser als ihr Ruf?» Wer so fragt, scheint davon auszugehen, dass dieser Ruf zu wünschen übrig lasse. Aber wie auch immer: Die – leicht provozierende – Frage wird gestellt von *Fridolin Herzog*, dem Leiter der Schule für Heimerziehung Luzern (SHL), im Vorwort des SHL-Bulletins Dezember 1982. Unter dem Titel «Berufliche Tätigkeit der Heimerzieher nach der Ausbildung» gibt das Bulletin Auskunft über das Resultat einer 1981 unter den SHL-Absolventen durchgeführten Umfrage. Wer sich für die Heimerziehung interessiert, wird um den Bericht, der Hugo Ottiker zum Verfasser hat, nicht herumkommen können und auch nicht herumkommen wollen.

In der Antwort auf seine Frage hebt Herzog drei Punkte hervor. Erstens wird hingewiesen auf die Tatsache, dass 86 Prozent der Absolventen nach der Diplomierung in die herkömmliche institutionelle Heimerziehung eingestiegen sind, wogegen nur 8 Prozent eine «branchenfremde» Tätigkeit gewählt haben. Zweite Feststellung: «Weitaus der grösste Teil unserer diplomierten Heimerzieher bleibt nicht länger als etwa zwei Jahre an der gleichen Stelle.» Dritte Feststellung: Im Regelfall bleibt der ausgebildete Erzieher heute «kaum länger im Berufsfeld Heimerziehung

tätig», als seine Ausbildung gedauert hat, «nämlich etwa drei Jahre». Ist das viel, ist das wenig? Was soll man hierzu sagen?

In diesem Zusammenhang höre ich die Stimme der stellvertretenden Leiterin eines Heimes für erziehungs-schwierige weibliche Jugendliche, einer nicht patentierten, aber patenten Frau, die im Jahresbericht 1982 erklärt: «Von der Heimkampagne spricht man nur noch in der Vergangenheitsform. Heute müssen wir uns weniger gegen politische Attacken verteidigen. Hingegen machen uns die vielen Ideologen mit ihren Ideologien zu schaffen, denen ganze Völkerstämme von Sozialtätigen alternativ in Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung nacheifern.»

Was soll's? Wie soll man das verstehen? Ist damit etwa gemeint, die Ideologisierung der Heimerziehung, die man früher als bedrohliche Epidemie empfinden mochte, sei inzwischen längst endemisch geworden? Der Jahresbericht schliesst mit der – ebenfalls leicht provozierenden – Frage: «Wer will denn in Zukunft unseren Jugendlichen vorleben, wer will sie noch anleiten, wer mit ihnen Hand anlegen, wenn unsere Mitarbeiter nach dem Durchlaufen einer Höheren Technischen Lehranstalt auch gleich universitätsreif sind?» In der Tat, Leute: Wer soll noch hoffen und sich in Geduld üben, wer die Jungen anleiten und begleiten wollen, wenn erst einmal der ideologisch eingefärbte Professionalismus auch im Sozialbereich voll durchgeschlagen und wenn er Erziehung und Lehramt ganz zur Interventionstechnik gemacht hat?

*

Das entscheidende Stichwort ist jetzt gefallen: Professionalismus im Lehramt, in Erziehung und Pflege, Betreuung als Ideologie. Das alles gehört in den Dunstkreis unseres Zeitalters, welches vom Geist der Technik geprägt wird. «Der Geist der Technik», sagt *Medard Boss* («NZZ» Nr. 271/82), «ist selber nichts Technisches, sondern etwas „Geistiges“ im Sinne der die heutige Menschheit global in Bann schlagenden Sehweise. Er vergönnt den massgeblichen Menschen, nur noch das Berechenbare an allem Begegnenden, auch an den Hilfsbedürftigen, zu erblicken. Für alle anderen Bedeutungsgehalte des Begegnenden macht der Geist der Technik blind oder lässt es – wenn's hoch kommt – gerade noch als „subjektive Illusion“ gelten. Es könnte bald einmal mit dem höchsten und erfolgreichsten Scharfsinn des rechnenden Planens und Erfindens die Gleichgültigkeit gegen das Nachdenken, die totale Gedankenlosigkeit, zusammengehen. Und dann? Dann hätte der Mensch sein Eigenstes, dass er nämlich ein nachdenkendes Wesen ist, verleugnet und weggeworfen.»

Höchster Scharfsinn als totale Gedankenlosigkeit (des Technikers)? Die bizarre Frage steht im Raum. Wo im Umgang mit Menschen der Weg zur beruflichen Erfüllung in der Selbstverwirklichung und im Professionalismus gesucht wird, endet er in den Spiegelsälen blosser Ideologie. Professionelle Betreuung von Menschen, die sich, ob Erziehung oder Pflege, als Interventionstechnik missversteht, muss dafür blind sein, dass die Ich-Du-Beziehung jeder echten Begegnung ohne Hoffnung und Dankbarkeit nicht zustande kommt. Wer glaubt, im Beruf die Haltung des zuversichtlichen Offenseins aufzugeben zu können, steige nach zwei, drei Jahren lieber aus, wenn er nicht ein Unmensch sein will. Es genügt nicht, Betreuung als Beruf auszuüben und dabei, gedankenlos-scharfsinnig, für den Ruf der Berufung verschlossen zu sein.



Ausflugsidé für das Jahr 1983

Es ist noch eine Frage der Zeit, bis Sie sich wieder mit der Organisation des Pensionären-Ausfluges zu befassen haben werden. Wenn die Fahrt in Richtung Emmental gehen solte – eine Gegend, die schon viele vor uns als einmalig schön besungen haben –, möchten wir den «Löwen» in Affoltern für einen Kaffee-, Zmittag-, Zvieri- oder Znacht-Halt empfehlen. Wir verfügen über ein grosszügiges Saalangebot (20, 45, 50, 130, 200 Personen). Wir geben uns auch Mühe, unsere Gäste gut und zu vernünftigen Preisen zu bedienen. Unser grosser Parkplatz erlaubt es auch einer Gesellschaft, die mit Privatwagen vorfährt, bei uns Halt zu machen und einzukehren.

Bitte verlangen Sie unsere Menüvorschläge.

Gasthof Löwen, 3416 Affoltern i. E.
Familie K. + D. Meier-Kohler
Eidg. dipl. Küchenchef, Tel. 034 75 12 01
(Montag ab 16.00 Uhr und Dienstag geschlossen)